

Technologische Entwicklung, Schriftkultur und Schriftsprache als technologisches System

Elwert, Georg; Giesecke, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Elwert, G., & Giesecke, M. (1987). Technologische Entwicklung, Schriftkultur und Schriftsprache als technologisches System. In B. Lutz (Hrsg.), *Technik und sozialer Wandel: Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages in Hamburg 1986* (S. 418-438). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-149137>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Technologische Entwicklung, Schriftkultur und Schriftsprache als technologisches System

Georg Elwert, Michael Giesecke

Ist eine technologische Entwicklung der Länder der Dritten Welt ohne Übergang zur Schriftkultur möglich? Die Praxis der Entwicklungshilfe, der „assistance technique“, suggeriert die Möglichkeit des Technologie-Transfers in mehrheitlich analphabetische Gesellschaften. Wir halten dies aufgrund unserer Forschungen zur Entwicklung von Industriekulturen und Entwicklungsländern für eine Illusion. Die Verankerung und Anpassung technischen Wissens, also seine Nutzbarmachung, und erst recht eine selbstgesteuerte technologische Entwicklung setzen eine Verschriftlichung der gesellschaftlichen Kommunikation, d.h. eine Schriftkultur plus Standardsprache (mit ihren spezifischen Formen der Reflektion) voraus. Die Verschriftlichung schafft eine potenzierte Geschwindigkeit der Variation und Selektion von Neuerungen; sie ist Bedingung von technologischer Evolution als kontinuierlichem Prozeß.

Technologien lassen sich nicht auf jede Kultur aufpropfen, um dann weiter zu wachsen. Inwiefern Schriftkultur und Sprache Voraussetzung von technologischer Adaption und Technologieentwicklung sind, werden wir im ersten Abschnitt ausführen.

Der Ausbau von Sprachen zu Standardschriftsprachen muß scheitern, wenn die Sprache nur als Werkzeug zur Befriedigung unmittelbarer, praktischer sozialer oder individueller Zwecke betrachtet und behandelt wird. Daß Schriftsprache als ein technologisches System mit einer Eigengesetzlichkeit betrachtet werden muß, wird im zweiten Abschnitt ausgeführt.

Große Alphabetisierungskampagnen bestimmten in den 60er Jahren die erste große entwicklungspolitische Euphorie. Sie scheiterten; mußten zwangsläufig scheitern, denn Verschriftlichung setzt Sprachausbau und setzt spezifische Institutionen voraus, die Schriftsprache stabilisieren. Von

diesen institutionellen Voraussetzungen werden wir im dritten Teil sprechen.

Das Thema dieses Vortrags wird aus zwei Perspektiven behandelt: einer sozialanthropologischen (G. Elwert, Abschnitte 1 und 3) und einer sprach- und kommunikationswissenschaftlichen (M. Giesecke, Abschnitt 2). Zur Illustration der Thesen werden Daten zum einen aus der jüngeren Geschichte vor allem afrikanischer Entwicklungsländer und zum anderen aus der Geschichte der Entwicklung der deutschen Nationalsprache herangezogen. Wir versprechen uns von diesem Vorgehen eine historische Vertiefung bei der Betrachtung aktueller entwicklungspolitischer Phänomene.

1. Technologische Entwicklung und Schrift

Norbert Elias hat uns daran erinnert, daß technologische Entwicklung nicht das Werk einzelner Erfinder ist, sondern eine große Variation von Versuchen voraussetzt. Abstrakt gesprochen setzt technologische Entwicklung Variation und systematische Selektion voraus (Luhmann 1984:40). Es ist banal und wird oft vergessen, daß die schriftliche Kommunikation die Zahl der Variationen und die Geschwindigkeit und Stringenz der Selektion erhöhen. Die Praxis der Entwicklungshilfe steht dem in merkwürdiger Weise entgegen. Hier herrscht die administrative Innovation vor. „Par ordre de moufti“ wird jedem Problem eine Lösung (und nicht etwa mehrere zur Auswahl) zugeschrieben. Charakteristischerweise wird das – nicht sehr erfolgreiche – Personal dieser Innovations-Behörden in allen europäischen Sprachen „Experten“ genannt.

Der Modus der administrativen Innovation hat gewiß seinen Sinn, dort wo es wichtig ist, das Selbstgefühl von Leitungspersonal und dessen Beratern zu stabilisieren. Dies gilt vor allem dann, wenn der Handlungskontext diesem Personal wenig vertraut ist. Angesichts dessen, daß es aber heute keine ernstzunehmende Theorie gesellschaftlicher Entwicklung gibt, die nicht die Bedeutung von Variation und Selektion für Epochen der raschen technologischen Transformation anerkennen würde, erscheint das starre Festhalten der Entwicklungsagenturen an ihrem Innovationsmodus merkwürdig.

Der wirtschaftliche Aufstieg der sogenannten asiatischen Schwellenländer – etwa Taiwans und Koreas, aber auch manche Staaten des indischen

Bundesstaats – verliert sein Sensationscharakter, wenn man ihn zu der alten Schriftkultur und hohen Alphabetisierungsrate dieser Länder in Beziehung setzt. Der Bevölkerungshistoriker Emanuel Todd (1984) zeigte, daß die Alphabetisierung besser als andere Indikatoren mit einer nachfolgenden wirtschaftlichen Entwicklung korreliert ist. Noch deutlicher wird die Korrelation, wenn zugleich mit einer hohen Alphabetisierungs-Rate eine relativ starke gesellschaftliche Position der Frau besteht. Dies legt nahe, daß der – statistisch leider schlecht erfaßten – Alphabetisierung der Frauen und der Verankerung der Schriftkultur in die familiäre Sozialisation eine Schlüsselrolle zukommt.

Aber nicht nur wirtschaftliche Entwicklung läßt sich durch hohe Alphabetisierungsraten prognostizieren. Auch Massenverfolgungen, Bürgerkriege und Revolutionen folgen einem Anstieg der Alphabetisierungsraten mit kleiner Zeitverschiebung. Der Ausbruch innerer Gewalt wird oft als Symptom der Unterentwicklung gesehen. Nun, die gleichen Sequenzen kennen wir auch aus der europäischen Geschichte. Große Kommunikationsräume (von Schrift plus Buchdruck ermöglicht) schaffen Projektionsflächen für überindividuelle Identitäten – vor allem Ethnizität und Nationalismus. Zugleich ermöglicht die neue großräumigere Informationsstruktur großräumigere Märkte und weckt Hoffnungen auf „Schätze“ und neue Revenuen. Die neuen, imaginierten kollektiven Identitäten und die Konkurrenz um neue Revenuen haben die gewaltsame Abgrenzung und Konkurrenz, die diese Umbrüche kennzeichnet, nicht zwangsläufig zur Folge, sie legen sie aber sehr nahe.

Schriftsprache kann andere technologische Entwicklung nur unter der Bedingung des Sprachausbaus tragen. Umso mehr Bereiche der gesellschaftlichen Kommunikation in die Schriftform überführt werden, umso größere Ansprüche werden an eine Schriftsprache gestellt. Eine unausgebaute Schriftsprache kann einen wesentlichen Teil dieser Anforderungen nicht leisten und führt zu unverständlicher Kommunikation bzw. zu einem Einsatz schriftlicher Texte, der die mündliche Erläuterung voraussetzt (Giesecke 1980). Wir wollen dies an einigen Beispielen deutlich machen. Dieser Sprachausbau impliziert gleichzeitig Möglichkeiten (aber nicht Zwangsläufigkeiten) der Verfestigung und Differenzierung bestimmter Reflektionsformen, die zentrale Voraussetzungen des Denkens technologischer Innovationen darstellen.

Schriftliche Kommunikation erfordert im Gegensatz zur hinweisenden mündlichen Erläuterung eine Entfaltung der sprachlichen Möglichkeiten zur Ortsbestimmung. Man kann in der schriftlichen Kommunikation nicht mit dem Zeigefinger aus den Buchseiten heraus hinweisend mitteilen „des da

ibbe“. Räumliches Denken wird in einen abstrakteren – kontextunabhängigen – Code transformiert. Räumliches Denken, das versprachlicht wird, kann dann mit logischen Operatoren verbunden werden. Räumliches Denken ist nicht notwendigerweise sprachlich gespeichert. Logische Operatoren hingegen sind es. Erst durch die Überführung beider Reflektionsformen in einen gemeinsamen Code ist eine notwendige Vorbedingung für mathematische Reflektion geschaffen.

Schriftliche Kommunikation erfordert eine Versprachlichung der Wissensteile, „die man im Griff hat“ (motorisches Wissen) und „die man im Blick hat“ (visuelles Wissen) (Giesecke 1980). Versuchen Sie einmal, die Funktionsbeschreibung eines Korkenzieher zu verschriftlichen, und Sie sind mit dem Problem konfrontiert, etwas, was Sie motorisch 'wissen' in Sprache zu überführen. Mit Ausdrücken wie „abwärtsgerichtete zylindrische Schraubung um eine senkrechte Achse“ müssen Sie zugleich das Inventar zur Beschreibung vom Räumlichen nutzen, das die technische Sprache entwickelt hat. Motorisches, visuelles und andere Wissensformen (auch Wissen um Gerüche und Gefühle), werden durch die Verschriftlichung in einen gemeinsamen Code überführt. Dies ermöglicht ihre Vernetzung und neuartige Re-Kombination. Einerseits kann die Schriftsprache nun etwas beschreiben, was nicht im Moment der Lektüre vorhanden ist (etwa Gerüche). Andererseits entfaltet sie damit neue Felder des metaphorischen Sprechens (nicht unerheblich für die Entwicklung von Literatur). Für unseren Kontext am wichtigsten ist jedoch, daß die Vernetzung der verschiedenen Wissensbereiche und die Möglichkeit neuer Kombinationen eine intellektuelle Chance technologischer Entwicklung eröffnet. Eine „Verschriftung“, die nur Transkription oraler Texte wäre und diesen Sprachausbau nicht kennt, kann dies allerdings nicht leisten.

Dadurch, daß der Belehrungsdialog mit seinen charakteristischen Möglichkeiten, beliebig nachfragen zu können und damit beliebig an Elemente von Aussagen anknüpfen zu können, in der schriftlichen Kommunikation entfällt, ist Schriftsprache in ihren frühen Stufen entscheidend gehandikapt. Erst wenn die Schriftsprache den Erzählstrang nicht mehr nur noch mit dem „und dann, und dann, und dann“ der gesprochenen Sprache verknüpft, sondern Konditional- und Kausalkonstruktionen mit festem Sinn einfügt, ist eine neue Möglichkeit für Belehrung und Informationsweitergabe gegeben. Auch die gesprochene Sprache von Oral-Kulturen kennt Konditional- und Kausalverknüpfungen. Jedoch ist es hier nicht erforderlich, den Sinn eindeutig zu fixieren, da die Nachfrage ja möglich ist. Einen Ausdruck in der Schweben zu lassen – gerade nicht eindeutig zu fixieren – vervielfacht

für das Gegenüber sogar die Möglichkeiten der Anknüpfung. Die Konditional- und Kausalanschlüsse (Nebensätze, Präpositionen, adverbiale Bestimmungen usw.) simulieren nun eine Möglichkeit, die der Dialog hat: An den Erzählstrang können beliebig viele Seitenstränge angebunden werden, er wird im Dialog zu einem Baum verästelt. Die mit Kausal- und Konditionalsätzen angefügten Seitenstränge der schriftlichen Ausdrucksform sind – auch beim längsten Bandwurmsatz – immer kürzer, als es ein durch einen Dialog initiiertes Exkurs sein könnte. Diese Seitenstränge der Argumentation sind zugleich im Sinn eingeschränkter, sie sind selektiver. An die Stelle der beliebigen und-dann-Verknüpfung tritt eine Aussage über Wirkungsrichtungen, die sich leicht als falsch erweisen kann. Aber gerade diese, für den Kommunizierenden, unangenehme Eigenschaft der Schriftsprache eröffnet eine Chance zur Selektion von Wissen.

Wertgeleitete Kritik an menschlichen Handlungen ist so alt wie die Institutionalisierung gesellschaftlicher Moral (sie besteht also auch schon in Oral-Kulturen). Sie setzt die Öffentlichkeit der kritisierten Handlung voraus.¹ Die Kritik von Aussagen und Wissen kommt auch in oralen Gesellschaften vor; sie hat aber, wie Hountondji gezeigt hat, nicht den Status eines institutionell gefestigten Kommunikationsregisters. Die Flüchtigkeit des Wortes steht dem entgegen. Die Entscheidung über die Wahrheit des einmal Gesagten liegt der Macht untrennbar nahe. Erst die Verschriftlichung ermöglicht, wie Havelock (1982) an der Entstehung der griechischen Philosophie gezeigt hat, die Institutionalisierung von Kritik als Modus der Kommunikation und dadurch als Modus der Wissensthesaurierung. Mit dem Ausdruck 'Wissensthesaurierung' (Schatzbildung von Wissen) möchten wir hervorheben, daß Wissen als gesellschaftlicher Gebrauchswert gesehen wird, und daß dessen Vermehrung als gesellschaftlicher Prozeß bewußt wahrgenommen wird – im Gegensatz zu Informationsüberflutung. Die Möglichkeit, schriftlich fixierte Äußerungen zu kritisieren, ist eine der Bedingungen dafür, daß der Wahrheitsgehalt schriftlichen Wissens gesellschaftliche Glaubwürdigkeit erhält.

Wir haben bisher einen starken Akzent auf das Schriftsystem als Mittel zur Entwicklung und Verbreitung technischer Neuerungen gelegt. Nun wollen wir nicht behaupten, das Scheitern technologischer Entwicklung in den ärmsten Ländern der dritten Welt (LLDC's) beruhe nur hierauf. Auch in anderen Zusammenhängen ist die Schriftkultur eine strategische Größe. Schriftkultur ist eine Voraussetzung von Moralökonomie (Elwert 1985), d.h. von jenem Typ einer imaginären Gemeinschaft, ohne die eine Marktwirtschaft zwangsläufig zur generalisierten Käuflichkeit degenerieren

muß. Wir nehmen als Beispiel Kraftwerkstechnologie und Korruption in Zaire.² Zaire ist hoch verschuldet und wird diese Schulden nie zurückzahlen können. Wie auch in anderen Ländern läßt sich die Verschuldung zum größeren Teil auf einige wenige Kredite für moderne technologische Großprojekte zurückführen. Etwa ein Viertel der Gesamtverschuldung Zaires beruht auf dem Staudamm-Kraftwerksprojekt Inga (William 1986). Hier wurde zu deutlich überhöhten Preisen eine Anlage an Zaire verkauft, deren Auslastung und Rentabilität, selbst bei normalen Preisen, nicht ausreichend wäre. Offensichtlich wurden hier nicht etwa technisch unkundige afrikanische Beamte hinters Licht geführt; hier wurde geschmiert. Die Manipulation zu belegen, fiel dem belgischen Soziologen William nicht schwer. Denn alle Dokumente über diesen Raubzug von zusammen 1,5 Milliarden US-Dollar waren offen zugänglich. Fürchtete Mobutu keine Kritik von Korruption? Eine rigorose Kontrolle von Journalisten, Druckmaschinen und Import von Druckerzeugnissen gewährleistet in Zaire, daß solches Wissen nur in beschränkten Kreisen bleibt. Die Zensur-Maßnahmen sind aber weniger wichtig als die Tatsache, daß die Masse der Bevölkerung analphabetisch ist. Kritik an Korruption aber könnte nur dann wirksam werden, wenn es eine nationale Öffentlichkeit gäbe. Diese fehlt. So muß Korruption endemisch bleiben. Jeder weiß etwas über die Korruption; sie gehört zum Alltag (vgl. Streiffeler 1982); präzise Informationen werden aber nur innerhalb kleiner sozialer Gruppen geteilt. Eine Aufdeckung von Korruptionsskandalen größerer sozialer Reichweite, wie sie ausländischen Beobachtern und Emigranten aufgrund von deren Zugangsmöglichkeiten zu Information leicht möglich ist, geschieht in den Ländern nur selten.

Wenn Arbeitskräfte und Dienstleistungen zu Waren werden, ist es an sich nicht überraschend, daß auch Recht und staatliche Verwaltung käuflich werden (Elwert 1985). Wie Mobutu's Zaire zeigt, können sie sogar einen eigenen Akkumulationsmodus, die venale Akkumulation, schaffen. Erstaunlich ist eher, daß es einigen Nationen gelang, die Zirkulation des Geldes in Schranken der Ziemlichkeit zu weisen. Käufliches Recht und käufliche Liebe gelten in Mitteleuropa als illegitime Formen der Geldverwendung. Wo sie auftreten, besteht doch die Hoffnung, ihre Generalisierung eindämmen zu können. Hier gibt es gesellschaftlich geteilte Moralvorstellungen; hier gibt es nicht nur autonome Gerichte, es gibt vor allem eine (vorgestellte) Öffentlichkeit, vor der die Schande als Sanktion droht. Ohne die interaktiven Medien hätte diese regionen-übergreifende Öffentlichkeit nicht geschaffen werden können. Wir betonen *interaktive* Medien, also Medien, die die Chance des Zwischenrufs gewähren (vor allem Zeitungen und Flugblätter), weil hier

im Gegensatz zu jenen Medien, die als (staatliche oder private) Oligopole verwaltet sind (Fernsehen, Radio, aber auch die „Prawda“) Rückkopplungseffekte durch Reaktionen der Leser bestehen und zumindest virtuell für den einzelnen die Chance gegeben ist, sich an eine anonyme Öffentlichkeit zu wenden.

In Zaire gibt es, wie in vielen anderen Entwicklungsländern, keine Öffentlichkeit in einem gesellschaftlichen Maßstab, die durch die Zuweisung der subtilen Sanktionsmittel von Ehre und Schande eine den Markt einbettende soziale Kontrolle aufrechterhalten könnte. Wie Streiffeler zeigte, geht die Identifikation der Einwohner Zaires nur bis zur eigenen Ethnie. Der zairische Beamte fühlt sich nur dem Wohl seiner Verwandtschaftslinie oder Ethnie verpflichtet. Die überregionale Einbettung einer Marktökonomie in Strukturen des Vertrauens, die die Unverbrüchlichkeit des Vertrags garantieren könnten, setzt einen Typ von Öffentlichkeit und vorgestellter Gemeinschaft voraus, wie ihn bisher nur Schriftkulturen ausbildeten.

Technologien, die komplexer sind als handbetriebene Wasserpumpen, Technologien also, die einen überregionalen Markt mit langen Lieferantenkettens beanspruchen, scheitern, bevor sie an die Probleme der Implementation der Technik stoßen, oft schon vorher an der Dominanz der käuflichen Macht über das Marktgeschehen. Komplexe Technologien setzen auch ein komplexes Netzwerk von Lieferungen von Vor- und Zwischenprodukten, von Gewährleistungen und Instandsetzungen voraus. Beim Scheitern moderner großtechnischer Unternehmungen in Entwicklungsländern nehmen ausländische Beobachter oft an, die Ursache hierfür liege im Fehlen technischer Kompetenz. Einheimische Beobachter tragen in der gleichen Situation interessanterweise meist die Erklärung vor, daß es Probleme im Bereich des ökonomischen Netzwerks gegeben habe (Lieferung, Gewährleistung und Instandhaltung). Nach den – wahrscheinlich noch nicht repräsentativen – Beobachtungen von Thomas Bierschenk und mir³ scheint uns eher die zweite Erklärung zuzutreffen. Die technologische Kompetenz ist durch jahrzehntelange Stipendienprogramme mittlerweile grundsätzlich vorhanden. Die Verteilung technologischer Kompetenz folgt aber oftmals einem Kalkül, das nicht ein Kalkül der effizientesten Nutzung der Ressourcen zur Ertragssteigerung ist, sondern vielmehr ein Kalkül der Machtakkumulation ist. Hierin und – allgemeiner – in den sozialen Bedingungen des Wirtschaftens scheinen uns entscheidende Probleme bei der Realisierung großtechnologischer Projekte in Entwicklungsländern zu liegen.

Daß die Verteilung technologischer Kompetenz allerdings derart leicht zum Problem werden kann, hängt auch damit zusammen, daß in Afrika technologische Kompetenz ausschließlich in Fremdsprachen, welche nur einer Bevölkerungsminderheit geläufig sind und welche erst in der Schulzeit erworben werden, ausgebildet wird. Die Voraussetzungen technologischer Kompetenz sind in den Muttersprachen der Bevölkerungen nicht ausgebildet; zur Förderung des hierzu notwendigen Sprachausbaus sind fast keine Anstrengungen zu erkennen. In der afrikanischen Bildungspolitik herrscht die Vorstellung vor, technologische Kompetenz rein funktional vermitteln zu können; es handele sich nur darum, eine Akkumulation von Tatbeständen in den Köpfen der Menschen zu veranstalten. Unseres Erachtens hingegen muß Sprache als ein technologisches System betrachtet werden, das auch im muttersprachlichen Denken des Alltags verankert sein muß, um gesellschaftliche Wirksamkeit erlangen zu können. Daß „Sprache als technologisches System“ für uns nicht eine putzige Metapher ist, sondern auf eine präzise funktionale Analyse verweist, sollen die folgenden Ausführungen zeigen.

2. Standardschriftsprachen als technologische Systeme

Wenn die Beziehung zwischen ‚Sprachen‘ und sozialen Gebilden beschrieben werden soll, so kann man sagen: Sprachen sind Medien, die bestimmte kommunikative, interaktive und/oder kooperative Bedürfnisse von Gesellschaften, Institutionen und/oder einfachen Interaktionssystemen befriedigen. Wie alle anderen Medien auch haben sich die Sprachen im Laufe der Zeit verändert. Standardisierte Gemeinsprachen mit schriftlicher und mündlicher Existenzform wie das moderne Englisch, Französisch oder Deutsch sind hochkomplizierte Gebilde, die sich historisch erst sehr spät und nur in bestimmten sozialen Systemen, nämlich den hochindustrialisierten Nationalstaaten entwickelt haben. Sie verhalten sich zu den ‚Sprachen‘ archaischer Gesellschaften wie die vollautomatischen Produktionsstraßen unserer industriellen Zeit zu den einfachen Werkzeugen der Steinzeit. Es ist deshalb eine Simplifikation, wenn man Standardsprachen als ‚Werkzeuge‘, ja selbst als ‚technische Systeme‘ im Sinne der ‚großen Maschinerie‘ bezeichnet. Die Medien unserer Schriftkultur sind nicht einfache Werkzeuge des Denkens oder der sozialen Kommunikation, sondern komplexe technologische Systeme mit einem ausgeprägten Eigenleben. Vier Kennzei-

chen der modernen Standardsprachen lassen es gerechtfertigt erscheinen, sie als einen besonderen, eben technologischen Typus eines (Medien-)Systems anzusprechen:

Erstens sind die Standardsprachen Reflexionsprodukte, ideale Gebilde wie anderes Wissen über Techniken, Handwerke oder Künste auch. Die Strukturen ihrer materiellen Respezifikation – z.B. in Form von Schriftstücken oder sprachlichen Äußerungen – lassen sich nur mit Rückgriff auf diese idealen Abstraktionen (Grammatiken, Lexika) beschreiben und erklären.⁴ So wenig sich die ‚Technik‘ der Wasserturbinen des Staudamms in Zaire ohne das Ingenieurwissen beschreiben läßt, so wenig lassen sich standardsprachliche Texte ohne Rückgriff auf die Modelle sprachwissenschaftlicher Reflexionssysteme erklären.

Zweitens sind die Standardsprachen Systeme, nicht einfach ein einzelnes Werkzeug. Mehr noch, sie sind ein recht kompliziertes Symbolsystem. Mindestens bestehen sie aus Elementen und aus Regeln ihrer Verknüpfung zu Worten (Morphologie), aus Regeln zur Verknüpfung dieser (Meta-)Einheiten zu Sätzen, aus Regeln zur Verknüpfung dieser Einheiten zu größeren Systemen (Texten). Schließlich gibt es (phonologische) Transformationsregeln, die das Verhältnis zwischen der schriftlichen und der mündlichen Existenzform der standardisierten Gemeinsprache beschreiben.

Standardsprachen sind *drittens* Systeme, denen die Gesellschaft eine eigene Identität zuschreibt. Sie sind Symbolsysteme mit einer Logik, die sich nicht mit derjenigen sozialen Handelns zu decken braucht. Sprachen können ‚Subjekt‘ sein, handeln, erleben, (Sach-)Zwänge auf die Gesellschaft ausüben – wie die moderne Industrie bekanntlich auch.

Viertens sind Standardsprachen Systeme mit einer funktionalen Differenzierung. Jedes Sprechen und auch alle Fachsprachen oder Dialekte können nur als Respezifikation der Standardsprache aufgefaßt werden. Standardsprachen sind also keine Additionen von sprachlichen Teilsystemen (Segmenten), sondern sie sind Symbolsysteme, die notwendig Subsysteme der verschiedensten Arten ausbilden. Sie sind insofern den funktional-differenzierten – nicht den segmentären oder stratifizierten – Gesellschaften homolog: Sie haben eine ähnlich komplexe Struktur wie die modernen Industrienationen.

Diese Thesen sollen nun am Beispiel der ‚Produktion‘ der modernen deutschen Standardsprache erläutert werden.

Die Ausbildung der Gemeinsprache (‚Gemeindeutsch‘) beginnt in Deutschland spätestens im 15. Jahrhundert. Spätestens bei den volkssprach-

lichen Grammatikern des frühen 16. Jh. hat sich die Idee der Sprache als einem ‚Kunstgebilde‘ herausgebildet.⁵ Im 17. Jh. wird dieses Konzept durch Justus Georg Schottel (1617-1676) in seiner ‚Ausführlichen Arbeit von der teutschen Haupt Sprache‘ (Braunschweig 1663) im einzelnen begründet. Die volkssprachlichen Dialekte des Mittelalters werden als natürliche, barbarische Gebilde betrachtet und der Kunstsprache gegenübergestellt. Eine bewußt geplante neue Sprache erscheint Schottel als Voraussetzung, um mit den anderen Nationen im europäischen Kontext mithalten zu können. Sein Handbuch ist als Anweisung für eine kollektive Produktion eines solchen symbolischen ‚Instruments‘ zu verstehen. Die deutsche Sprache, die man bislang ihrem natürlichen Gang überlassen hatte, soll jetzt nach ‚analogischen‘ Prinzipien konstruiert werden und dies ist das Werk von Spezialisten, Schriftgelehrten und Dichtern: „Die völlige grundrichtige Vorstellung und Ausarbeitung einer Hauptsprache ist ein mühsames, durch lange Zeit und viel Fleiß einzurichtendes Werck, [es] erfordert manchen Beistand, mit Handschlag und Samthüelfe [Hilfe der sozialen Gemeinschaft]“ (ebd., Vorrede). Die ‚Hauptsprache‘ mußte nicht nur von natürlichen ‚Organen‘, den Dialekten, sondern auch vom ‚Brauch‘ (usus) abgegrenzt werden. Der Sprachwissenschaftler, der die Sprache als Symbolsystem – und nicht als Sprechen – beschreiben will, kann sich nicht am ‚Brauch‘, sondern nur an der eigenen ‚Grundrichtigkeit‘ des Systems orientieren.⁶ Diese ‚Grundrichtigkeit‘ folgt immanenten ‚analogen‘ Prinzipien. Die Elemente der Sprache als System (‚Kunstgebäude‘), die ‚Stammwörter‘ haben ihre eigene Bedeutung, die nur in Relation zu den anderen Elementen dieses Systems bestimmt werden können (Schottel 1663:50). Die Errichtung des Systems wird als eine soziale, künstliche, reflexive Tätigkeit der ‚Poeten und Gelehrten‘, die ‚auf gewissen Mitteln und Regulen‘ beruht, verstanden (Schottel 1663:105; ähnlich Campe 1794:24). Weil dies so ist, kann diese Hauptsprache auch nicht mehr von der Mutter gelernt werden, sondern sie muß in speziellen, allgemeinbildenden Schulen von Spezialisten gelehrt und gelernt werden. Sie ist also kein Kommunikationsmedium der Familie oder größerer gentiler Segmente oder von sozialen Schichten.

Standardsprachen sind technologische Systeme, die zur symbolischen Generalisierung von gesellschaftlicher Kommunikation in den modernen Nationalstaaten eingerichtet werden. Für die Kommunikation im ‚privaten‘ Kreis, in bestimmten Professionen oder Schichten sind andere Sprachen und natürlich auch die ‚alten‘ Dialekte weiterhin zugelassen. Während in den vorhergehenden Jahrhunderten wesentlich über das Sprechen oder aber über ‚Handwerke‘, in denen ‚Sprachen‘ eine wichtige Rolle spielten, reflektiert

wurde, interessiert Schottel weder die Sprech- oder Redekunst (Rhetorik) noch irgendeine Sprache als ein Instrument zur Lösung sozialer Probleme.⁷ Ihn interessieren die Mechanismen der Sprache als autonomen symbolischen System.

Man kann sich die Selbständigkeit, die das Kunstgebäude Sprache bei Schottelius gewonnen hat, vielleicht durch einen Vergleich mit einem anderen technischen System und seinem Einsatz in einem Entwicklungsland deutlicher machen: Bauern akzeptieren einen Traktor, weil und solange er das Pflügen erleichtert. Führt man ihn aber nur in diesem Sinne als Werkzeug in eine Kultur ein, so wird er bald verrotten. Um ihn nämlich in Gang zu halten, muß er als Maschine, die nach immanenten Prinzipien funktioniert, gesehen werden, nicht bloß als Werkzeug. Ein Defekt kann nur repariert werden, wenn auch die internen Strukturen berücksichtigt werden – er muß auch gepflegt werden, wenn nicht gepflügt, er nicht angewendet werden kann. Zwar mag es letztlich ausreichen, daß Spezialisten Funktionsstörungen beheben, aber auch der Bauer muß ein tiefes Verständnis für den systematischen und damit im Hinblick auf das Pflügen gänzlich dysfunktionalen Aufbau seines technischen Instruments haben. Ansonsten ruiniert er ihn beständig. Dieses Verständnis ist den eigentlichen Zielen des Bauern oft völlig entgegengesetzt: Das Ölen der Traktoren hat mit dem Umbrechen der Erde nichts zu tun. Eben aus diesem Grund sind auch die sogenannten funktionalen Alphabetisierungskampagnen bedenklich: Die ‚Sprache‘, die zu erlernen ist, befriedigt keinerlei naheliegende soziale kommunikative Zwecke. Standardsprachen wollen als solche gepflegt sein und offenbaren ihren Nutzen womöglich erst späteren Generationen.

Schottels Modernisierung der Sprache ist in diesem Sinne dysfunktional. Sie beschleunigt auch keineswegs soziale Prozesse, im Gegenteil. Das ‚richtige‘ Erlernen und Verwenden der Sprache wird zunächst enorm erschwert; man braucht viele Bücher und viel mehr Zeit, um mit der neuen Sprache zurechtzukommen.

Das 18. und 19. Jh. geht in der Isolierung der Sprache als Symbolsystem noch weiter und schreibt ihr die Möglichkeit zu handeln und zu leiden zu. Joachim H. Campe sieht die Sprache in seiner Abhandlung ‚Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache‘ (Braunschweig 1794) nicht mehr als ein fremdbestimmtes, sondern als ein autopoietisches selbstreferentielles System an:

„Je mehr eine Sprache sich aus und durch sich selbst entwickelt . . . je mehr sie wenigstens sich hütet, irgend etwas aus anderen Sprachen aufzunehmen, was ihrer eigenen Sprach-ähnlichkeit widerstrebt, desto vollkommner ist sie unter sonst gleichen Umständen; und zwar sowohl in sich als auch in Beziehung auf das Volk, welches sie redet.“⁸

Es ist diese Eigenständigkeit der Sprache, die es erst denkbar werden läßt, sie aus einer Kommunikationsgemeinschaft zu lösen und in andere Gesellschaften – etwa in Form von Alphabetisierungskampagnen – zu transferieren. Dialekte können demgegenüber typischerweise nur ‚wandern‘, wenn ihre Sprecher wandern. Voraussetzung dieser Isolierung war eine Reflexion der verschiedenen Sprachen und des Sprechens über einen langen Zeitraum hinweg durch die verschiedensten Institutionen. Vor der Ausdifferenzierung der *Sprachwissenschaft* als einer permanenten Institution waren dies z.B. ‚Privatgelehrte‘, ‚Dichter‘, ‚Akademien‘, ‚fruchtbringende‘ und andere Gesellschaften, aber auch Kommissionen und Ämter, die sich in der Hauptsache mit Schule oder Bildung zu befassen hatten. Häufig wurden von den ‚staatlichen‘ Akademien Preisfragen gestellt, die die Beschäftigung mit den Sprachen treibhausmäßig anregen sollten. Einzelne Reflexionsprodukte wurden von den gesellschaftlichen Subsystemen übernommen und im Sinne einer gezielten Veränderung der kommunikativen Praxis eingesetzt. Solche programmatische Funktion hatten beispielsweise: Wörterbücher, Konversationslexika, Grammatiken, ‚Standardwerke‘ bekannter Autoren, die als ‚stilbildend‘ prämiert wurden, aber eben auch Theorien über den ‚Ursprung‘, die Strukturen und Wirkungen von Sprachen. Immer standen die Schriftsprachen und nicht die gesprochenen Sprachen im Vordergrund dieser Reflexionen und Normierungen. Nur aus den schriftsprachlichen Beschreibungen konnten Lehren für das Sprechen gezogen werden. Schon die Zeitgenossen sahen recht deutlich, daß das technologische System Schriftsprache zum Katalysator für Veränderungen der gesprochenen Sprache wurde.⁹

Auffällig ist nun, daß die Standardsprache von vornherein als ein Instrument des ‚Reichs selbst‘ (Schottel), des ‚(all)gemeinen Volks‘ (Campe), der gesamten ‚Nation‘ und nicht als ein Medium irgendwelcher Teilsysteme oder Schichten betrachtet wurde.¹⁰ Wie kommt es, daß die Standardsprachen in den verschiedenen Ländern Europas als Nationalsprachen entwickelt wurden? Vermutlich hängt dies mit den Identitätsproblemen funktional-differenzierter Gesellschaften zusammen: Sie bestimmen ihre Teile (Subsysteme) als Respezifikationen von etwas Allgemeinem, eben der Gesellschaft als solcher. Dieses Gesellschaftskonzept wird als Nation bezeichnet. Dieser Selbstbeschreibungsmodus steht im Gegensatz zu jenem segmentärer Gesellschaften, die sich selbst nur als Summe (‚Bündnis‘) von Teilsystemen verstehen können. Das Konzept der ‚Sprachen‘ als gesellschaftlicher Kommunikationsmedien kann entsprechend nicht an Subsysteme, Segmente oder Schichten als Bezugssystem anschließen. Es muß das Gesellschaftssy-

stem als solches symbolisch generalisieren. Und diese Leistung wird durch die Bezeichnung ‚Sprache der Nation‘ hervorgehoben. Die Reflexion über Sprache als Medien in stratifizierten Gesellschaften wählte demgegenüber Schichten als Bezugssysteme und leistete entsprechend auch nur Beiträge zur Verstärkung der Identitätskonzepte einer bestimmten Schicht – im mittelalterlichen Europa vorzugsweise von Klerus und Adel.

Im Grunde läßt sich die sehr intensive sprachpolitische Diskussion in 18. Jahrhundert in Deutschland als ein Ringen um ein Konzept von ‚Sprache‘ verstehen, welches die Erfordernisse der Identitätskonzeption einer funktional differenzierten Gesellschaft erfüllt. Die Schwierigkeiten, die hier aus dem Wege zu räumen waren, lassen sich an der Vielzahl alternativer Konzepte ablesen, die durchprobiert werden mußten. In mehr als einem Dutzend Veröffentlichungen beschäftigt sich Johann Christoph Adelung mit der Frage „*Was ist Hochdeutsch?*“ Immer geht es in diesen Schriften und in den Diskussionsbeiträgen anderer Autoren um das Problem, welche sozialen ‚Teilsysteme‘ bei der sprachwissenschaftlichen Reflexion ausgewählt werden sollen:

„So wie jedes Land von einiger Größe in mehrere Provinzen getheilet ist, so zerfällt auch jede Sprache von einigem Umfange in mehrere Mundarten . . . So lange ein Volk in einem einfachen, rohen und kümmerlichen Zustande ohne genauere engere Verbindung lebt, sind alle diese Mundarten einander an Werth, Güte und Würde gleich . . . Aber sobald es in eine allgemeine engere Verbindung tritt, sobald es zu einigem Wohlstande gelangt, sobald Künste und Wissenschaften in demselben aufblühen . . . bildet sich in demselben eine allgemeine Mundart für die höheren Classen der Nation, welche dann gemeiniglich auch in Schriften gebraucht wird, und daher die Schriftsprache eines solchen Volkes heißt.“ (Adelung 1792:5)

Das Gesellschaftssystem wird also als sozial stratifiziert beschrieben und eine Schicht, die ‚oberen Classen‘ werden als Bezugssystem ausgewählt, die Sprache dann als Selektionsverstärker in diesem System beschrieben (Adelung 1792:28). Allerdings ist Adelung nicht konsequent, oft bevorzugt er segmentäre Teilsysteme, etwa wenn er davon spricht, daß die verschiedenen ‚Theile eines Landes‘ sich in ihrer Kulturentwicklung unterscheiden und daß der entwickeltste Teil zum ‚Vorbild der ganzen Nation wird‘ und also die Sprache dieses Landes als Nationalsprache zu entwickeln sei (Adelung 1792:88). Joachim H. Campe forderte hingegen 1794 in seinem dritten Versuch ‚Über die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache‘, daß nur diejenige Sprache als Nationalsprache infrage kommen sollte, die „für alle Stände eines Volks und für alle einzelnen

Glieder derselben nach allen ihren Theilen vollkommen verständlich gemacht werden“ kann (Campe 1794:XXXII, vgl. a. XXXIII-XXXVII). Eine solche Sprache konnte nur ein Kunstprodukt, eine Abstraktion sein. In welchem Verhältnis standen dann aber die ‚Mundarten‘ zu dem gesellschaftlich generalisierten Kommunikationsmedium? Eine Antwort hatte schon 1765 Heinrich Braun in seiner ‚Anleitung zur deutschen Sprachkunst – zum Gebrauch der Schulen in Churlanden zu Bayern‘ versucht: „Die verschiedenen Mundarten verursachen zwar eine Ungleichheit in zufälligen Dingen; . . . sie heben aber die wesentliche Gleichheit einer Sprache nicht auf . . . Ein Dialekt oder eine Mundart besteht im eigentlichen Verstande nur in der Verschiedenheit der Aussprache, oder auch in der Verschiedenheit der Abänderungen. Die verschiedenen Mundarten sind also eine Unvollkommenheit der Sprache: weil sie die gänzliche Gleichförmigkeit und das allgemeine Verständnis verhindern.“ (67, vgl. a. Schottel 1663:174) ‚Die Mundarten der Landschaften‘ erscheinen in dieser Argumentation als eine Respezifikation einer ‚Hauptsache‘, nämlich der hochdeutschen Sprache. Sie ist das Gemeinsame und Wesentliche, während die Mundarten nur ‚zufällige‘ Abweichungen darstellen. Historisch betrachtet ist diese Argumentation sicherlich kaum haltbar. Sie begründet aber die Prämierung eines Kommunikationsmediums des Gesellschaftssystems vor den Medien der Sub- und Teilsysteme. Trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit hat sie sich durchgesetzt. Im 19. Jahrhundert gibt es kaum mehr Zweifel daran, daß die deutsche Schrift- oder Hochsprache als „übergeordnete Sprachregion allen Mundarten entgegensteht“ (Scherer 1874:59). Dieses Kommunikationsmedium repräsentiert das Gesellschaftssystem als ganzes und grenzt es von anderen Gesellschaftssystemen ab: „Wo eine besondere Schriftsprache vorhanden ist, da pflegen wir von einer besonderen Nation zu reden.“ (48-49) Die Sprache ist zu einem bildenden Medium des Staatslebens geworden. Sie kann als das „hauptsächliche Band, das eine Nation umschlingt und woran derselben ihre innere Einheit zum Bewußtsein kommt“ erklärt werden (45).¹¹ Die selektionsverstärkende Kraft dieses Mediums geht so weit, daß selbst in Zeiten, „in denen das politische Band gelockert oder ganz zerrissen“ ist, die „Gemeinsprache das einzige nationale Bindemittel“ wird (48). Wird Sprache in diesem Sinn als Medium verstanden, so leistet ihre Reflexion einen Beitrag zur Verstärkung der Identitätskonzeption der funktional differenzierten Gesellschaft. Es hat den Anschein, als ob in diesem Gesellschaftstypus nicht nur die Selbstreflexion der Systemstrukturen, sondern auch die Reflexion der Medien ein Erfordernis der Selbsterhaltung ist. Und ähnlich wie die erstere bestimmte soziale Strukturen ideologisch

hervorhebt, werden auch in der Medienreflexion nur bestimmte Medien gesellschaftlich fokussiert und prämiert.

Was lassen sich aus dieser Betrachtung der historischen Entwicklung der verschiedenen Kommunikationsmedien hin zu einer standardisierten nationalen Gemeinsprache in Deutschland für *entwicklungspolitische Folgerungen* ziehen?

Zunächst kann man festhalten, daß die Standardsprache ein technologisches System ist, welches viele Vorläufer hatte: viele Sprachen, die nur gesprochen wurden, viele Schreibdialekte, Sprachen sozialer Schichten wie das Latein des Klerus oder die Ausgleichssprachen des Adels im fiktionalen Bereich (Minnesang) und der Verwaltung (Kanzleisprache), viele Fachsprachen mit mündlicher und schriftlicher Existenzform, landschaftliche Ausgleichssprachen und viele andere mehr. Die ‚Gemeinsprache‘ ist das Produkt der Auswahl aus allen diesen ‚Sprachen‘. Die Gemein- oder Standardsprache ist von vornherein auf Multifunktionalität angelegt, sie soll für alle Systeme und für alle Schichten und Segmente *einer* Gesellschaft als Kommunikationsmedium Verwendung finden können. In Gesellschaften, in denen die Selektionsbasis kleiner ist, sind ihrer multifunktionellen Anwendung von vornherein Grenzen gesetzt. Alle sprachpolitischen Bemühungen, aufgrund von verschiedenen gesprochenen Sprachen zu einer Standardschriftsprache zu gelangen, scheinen wenig aussichtsreich, weil sie wichtige Entwicklungsstationen überspringen. Günstiger erscheint es in dieser Situation, zunächst verschiedene Schreibsprachen zu entwickeln. Dies kann aber per definitionem keine zentrale staatliche Aufgabe sein. Selbsthilfeorganisationen wie Winkelschulen, Schulen für einzelne soziale Gruppen oder Professionen bieten sich hier als Katalysator eher an. Eine Notwendigkeit zu einer Normierung dieser Schreibdialekte (Orthographie) besteht nicht. Diese sprachliche Entwicklung von unten kann, wie das europäische Mittelalter gezeigt hat, erfolgen, obwohl die herrschende Schicht über eine Fremdsprache – damals Latein, heute Französisch oder Englisch – verfügt.

Auffällig an der Entwicklung in Europa ist die enge Beziehung zwischen der Entwicklung der Standardsprachen und den Nationalsprachen. Ob auch andere Identitätskonzepte die Ausbildung von Standardsprachen motivieren können, ist eine offene Frage. Sicher aber ist, daß die Standardsprachen als Medien in Gesellschaften entwickelt wurden, die sich explizit und primär als funktional differenziert beschrieben haben.

Es scheint wenig wahrscheinlich, daß Gesellschaften, die eine segmentäre oder stratifizierte soziale Differenzierung prämierten, Bedarf an Standard-

sprachen entwickeln. Für die Bedürfnisse dieser Gesellschaften mag es sinnvoller sein, statt *eines* hochentwickelten multifunktionalen Mediums viele verschiedene Sprachen, darunter mit Sicherheit auch eine entwickelte Fremdsprache wie das Englische, einzusetzen.

In jedem Fall ist bei Technologietransfer in Form von Alphabetisierungskampagnen zu berücksichtigen, daß eben kein Werkzeug, auch kein einfaches technisches System, sondern eben Technologie transferiert wird. Sie hat ein Eigenleben und kann überhaupt nur sozial angeeignet werden, wenn man ihr dieses Eigenleben zugesteht. Diese Einstellung setzt bestimmte soziale Strukturen voraus.

3. Institutionelle Voraussetzungen der Schriftkultur

Die Geschichte der Alphabetisierung bis ins vorige Jahrhundert zeigte mehr gescheiterte als erfolgreiche Verschriftlichungsversuche. Die Entwicklungshilfe seit dem Ende des zweiten Weltkriegs brachte bei Alphabetisierungsprojekten ein mehrfaches an Fehlschlägen als an Erfolgen. Die Einführung der Schrift zeitigt also keinen Entwicklungs-Automatismus. Schrift für sich allein ist als Kommunikationsmodus so aufwendig und umständlich, daß sie – was in der Praxis fast nie beachtet wird – institutionelle Voraussetzungen braucht, um als Kommunikationsmodus zwischen anonymen Partnern wirksam sein zu können, um mehr leisten zu können als nur eine Orakelschrift und mnemotechnische Hilfe. Dies wollen wir an drei Beispielen verdeutlichen: am Problem der Glaubwürdigkeit, am Problem der Verschriftlichung der Verwaltung und am Problem der Lächerlichkeit der Schriftsprache.

1. *Glaubwürdigkeit*

Menschen aus Schriftkulturen setzen automatisch voraus, daß geschriebene Texte das gleiche Maß an Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit haben wie gesprochene. Hier spricht man dem gedruckten Text ein höheres Maß an Glaubwürdigkeit zu: „man hat es schwarz auf weiß.“ Diese Glaubwürdigkeit liegt aber nicht im Medium selbst; sie muß erst durch gesellschaftliche Institutionen geschaffen werden. Den mehrheitlich analphabetischen Kulturen Afrikas ist die Glaubwürdigkeit des gedruckten Textes erst einmal

nicht gegeben. Durch seine Anonymität hat er (da man ja nie wissen kann, wer ihn tatsächlich geschrieben hat) eine noch geringere Glaubwürdigkeit als eine mündliche Kommunikation des gleichen Autors. Besonders unglaublich sind bisweilen (aber nicht immer) die Texte, als deren Autor der Staat auftritt. Die von Gudrun Lachenmann in ihrem heutigen Vortrag geschilderten Erfahrungen afrikanischer Bauern machen plausibel, warum dies so ist. Ein Staat, der kaum verhüllt von einer hölzernen Gemeinwohl-Rhetorik Maßnahmen zu erzwingen sucht, deren Unsinnigkeit dem bäuerlichen Erfahrungswissen meist offenbar ist und der dann in der konkreten Implementation solcher Maßnahmen meist noch die handfesten Interessen der einzelnen Staatsdiener überhand gewinnen läßt, kann als Kommunikator kaum ernst genommen werden.¹² Die schriftliche Kommunikation ist dadurch wirkungslos, und das Interesse, sich auf diesen Kommunikationsmodus einzulassen, ist gleich Null – solange keine Regelungen für Kontrolle und Selbststabilisierung von Glaubwürdigkeit bestehen.

2. Schriftliche Verwaltung

Schriftkultur kann nur dann stabil bleiben, wenn Lektüre-Stoffe vorhanden sind und wenn diese mehr als nur einer einzigen Funktion dienen (funktionale Alphabetisation kann also gerade nicht zu einer stabilen Verschriftlichung führen, wie wir bereits im vorigen Abschnitt angedeutet haben). Die Probleme bei der Verschriftlichung der Informationen eines relevanten Handlungsbereichs zeigt uns die Verschriftlichung der Verwaltung: uns Europäern ist die Schriftlichkeit des Verwaltungshandelns so zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß wir deren Vorzüge kaum noch erkennen können; deswegen seien sie hier nochmals summarisch genannt. Durch die Schriftlichkeit des Verwaltungshandelns gewinnt der Verwaltende eine erhebliche Autonomie über seinen Zeitgebrauch. Seine Möglichkeit durch Verwaltungsanordnungen andere zu erreichen, ist bei gleichem Personalaufwand um ein Vielfaches größer als in mündlichen Verwaltungen (vgl. Luhmann 1975). Mündliche Verwaltungen wie etwa die des Königreichs Dahomey (vgl. Herskovits 1938) können die gleiche Wirksamkeit nur erreichen, indem sie einen ungleich höheren Personalaufwand haben. Für Entwicklungsländer (und leider auch für manche deutsche Fakultäten) ist nun charakteristisch, daß die Schrift im Verwaltungshandeln nur symbolisch genutzt wird. Entscheidungen werden nur im mündlichen

Dialog getroffen. Diese Praxis heißt im französisch kolonisierten Westafrika „suivre le dossier“ (dem Aktenvorgang durch persönliche Intervention folgen). Der Zeit- und Effizienzgewinn durch die Schriftlichkeit geht damit verloren. Für den Bürger wird die Notwendigkeit, die Schriftsprache zu erlernen, stark eingegrenzt.

3. *Lächerlichkeit und Prestige*

Durch den Sprachausbau wird die Schriftsprache umständlicher als die gesprochene Sprache. Sie ist damit immanent und unaufhebbar der Gefahr der Lächerlichkeit ausgesetzt. In jeder Schriftkultur taucht dieses Problem auf und wird auch immer wieder thematisiert (etwa in der *commedia del arte* die Figur des „dottore“ (vgl. W.Th. Elwert 1986) oder in der „Alternativ-Sien“ die Kritik an der „abgehobenen Sprache“). Nur durch die Einrichtung prestigeträchtiger Register (etwa einer *heiligen* Schrift) und von prestigösen gesellschaftlichen Institutionen (etwa von Universitäten und Medressen – koranischen Hochschulen) kann die Schriftsprache gegen die Gefahr der Lächerlichkeit stabilisiert werden. In diesen Institutionen wird die Schriftsprache nicht nur gelernt und geschrieben, sondern vor allem in mündlicher Form geübt. Hier entstehen neue Register der Sprachkultur wie etwa die Schriftlesung, die Predigt und die Vorlesung. Durch die Verschriftlichung wird die Sprachkultur einer Gesellschaft also nicht notwendigerweise an Registern verarmen, sie kann gleichzeitig auch neue Register hinzugewinnen, welche allerdings, auch wenn sie mündlich realisiert werden, Bezirke der Schriftsprache sind. Es entstehen Institutionen, die mündliche und schriftliche Kommunikation in Sandwichbauweise verbinden. Um die schriftlichen Texte herum entstehen elaborierte orale Register (bis hin zu Vorträgen auf wissenschaftlichen Kongressen).

Institutionen, die also anfangs erst einmal als wesentliche Leistung diese haben, daß sie der an sich umständlicheren Schriftsprache Prestige geben, vor Lächerlichkeit schützen, erreichen dann auch durch die Entwicklung spezifischer Diskursformen Möglichkeiten zu einer besseren Aufschlüsselung und Nutzung des schriftlich niedergelegten Wissens.

Scheinbar haben wir Sie in unserem Vortrag von der Frage des Technologietransfers zu alten Argumenten über Kultur und Mentalitäten der unterentwickelten Völker geführt. Die alten Argumente waren vage. Sie sind längst zu Geschwafel breit getreten worden. Metaphorisches Reden von warmen und kalten Kulturen von zyklischen und linearen Sichtweisen

ersetzte die Analyse jener spezifischen sozialstrukturellen Unterschiede, mit denen sich Menschen produktiv auseinandersetzen könnten. Ende des letzten Jahrhunderts war es klarer noch als heute, daß die gesellschaftliche Aneignung von Schriftsprachen eine zentrale Differenz zwischen Kulturen ausmacht. Schriftunterricht ohne Verschriftlichung, Fehlschläge von Alphabetisationskampagnen und bestenfalls eine absurde Alphabetisierung ließen diese Erkenntnis in den Hintergrund treten. Die Komplexität von Schriftsprache wurde verkannt.

Schriftsprache muß im Kontext einer Problematik von gesellschaftlicher Transformation als technologisches System analysiert werden. Die Wirksamkeit von Schrift beruht auf mehr als nur der Kommunikationstechnik; sie bedarf der fortwährenden Sicherung durch spezifische Institutionen. Die soziologische und sprachwissenschaftliche Analyse dieses technologischen Systems sollte unsere Aufgabe sein.

Anmerkungen

- 1 Die kritisierte Handlung mag in der Öffentlichkeit gesehen worden sein oder sie mag von einer legitimen Institution – wie etwa in einem Orakel – als öffentliche Wahrheit deklariert worden sein.
- 2 Wir hätten gewiß auch andere Beispiele für Korruption wählen können, da aber Technologietransfer das Oberthema unserer Debatte ist, schien es uns angemessen, den banalsten und merkwürdigerweise in der Presse doch meist unterschlagenen Grund für das Scheitern von Technologietransfer (bei gleichzeitiger Zunahme von Verschuldung) in armen Ländern der Dritten Welt zu erwähnen.
- 3 Laufendes Forschungsprojekt über „Folgen der Entwicklungshilfe im ländlichen Raum Westafrikas“, gefördert durch die Stiftung Volkswagenwerk.
- 4 Hier liegt übrigens der tiefere Grund dafür, daß diese Standardsprachen nicht aus dem ‚Brauch‘ – ohne Grammatik – gelernt werden können.
- 5 Vgl. hierzu u.a. die Arbeiten von Fabian Frangk 1531; Valentin Ickelsamer 1527, 1534; Johann Kolroß 1530; J.H. Meichsner 1538 u.a. Einschlägige Kommentare bei Johannes Müller 1969 und M. Giesecke 1979.
- 6 „Derselbige Gebrauch / dem ein Hauptgesetz / oder der Grund der Sprachen entgegen laufft / ist kein Gebrauch / sondern eine mißbräuchliche Verfälschung . . . also werden wir auch in einer Sprache dasselbe keine gute Gewonheit und gemeinen Gebrauch nennen können / welches an sich / und nach grundmässigkeit der Sprache ein Mißbrauch und Ungewonheit ist / welches keine andere Ursache hat / als weil es ohne Ursache mißbrauchet wird; . . .“ Schottel (1663:9).

- 7 Diese Perspektive ist in den mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Briefstellern, Kanzleibüchern, Rhetoriken und Dialektiken vorherrschend.
- 8 Campe, 1794:XXVI. W. von Humboldt schreibt der Sprache „ihrer innersten Natur nach selbsterzeugende Kräfte“ zu.
- 9 „Ein Volk, welches eine Sprache schreibt, und solche zum Teil nachher wieder aus der Schrift erlernt, wie wir, ändert die Aussprache allmählich nach der Schrift. Daher viele von den ungeschriebenen Tönen in der Aussprache des gesitteten Teils der Nation sich verlieren, und nur noch in dem Munde des gemeinen Mannes übrigbleiben.“ Johann Nikolaus Tetens, 1966:56. Ähnliche Reflexionen „über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ stellt Wilhelm von Humboldt an. Aber nicht nur die ‚Artikulation‘ (Tetens) verändert sich, „alles Neue, was seit dem 15. Jahrhundert für die deutsche Syntax charakteristisch ist, wie die Entwicklung des modernen differenzierten Systems der unterordnenden Mittel und des dadurch bedingten Aufkommens neuer Konjunktionen ... hängt mit der Literatursprache zusammen und entwickelt sich gerade in der geschriebenen Form der deutschen Sprache.“ (M.M. Guchmann; 1969:197).
- 10 Beschreibungen des Verhältnisses zwischen Nation und Sprache mit diesem Tenor beginnen in Deutschland im 16. Jahrhundert. Sie setzen sich in den folgenden Jahrhunderten – und zwar quer durch alle Schichten – fort. Es handelt sich hier auch nicht um eine deutsche Spezialität: In Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England und anderen europäischen Ländern finden sich die gleichen Typisierungen.
- 11 Fast in den gleichen Worten auch bei Humboldt, Campe, Rückert u.v.a.
- 12 Man vergleiche als Kontrast die Glaubwürdigkeit von schriftlichen wie mündlichen Äußerungen bei Körperschaften, wie Kirchen, die auch ohne latenten Zwang bestehen und die Vertrauen genießen. Entsprechend sind in Afrika Religionsgemeinschaften bei der Alphabetisation im allgemeinen erfolgreicher als staatliche Instanzen.

Literatur

- Adelung, Johan Ch.: „Was ist Hochdeutsch?“ In: *Magazin für die Deutsche Sprache*. 1. Jg., 1. Stück. Leipzig 1782, pp. 1-31
- Campe, Joachim: *Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache – 3. Versuch*. Braunschweig 1794
- Braun, Heinrich: *Anleitung zur deutschen Sprachkunst*. München 1765
- Dirke, Josten: *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jh.* Bern 1976
- Elwert, Georg: „Märkte, Käuflichkeit und Moralökonomie“. In: Burkart Lutz (Hrsg.): *Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung*. Frankfurt 1985
- Elwert, Georg: „Die Verschriftlichung von Kulturen. Skizze einer Forschung“. In: *Sociologus* Bd. 36, Nr. 1, pp. 565-578, 1986
- Elwert, Wilhelm-Theodor: „Die europäische Rolle der Commedia dell' arte“. In: *Universitas* (Sept.), pp. 939-957, 1986

- Frangk, Fabian: *Ein Kanzlei und Titelbüchlein*. Wittenberg 1531
- Giesecke, Michael: „Schriftspracherwerb und Erstlesedidaktik in der Zeit des ‚Gemeinteutsch‘“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* Nr. 11, pp. 48-72, 1979
- Giesecke, Michael: „Volkssprache und Verschriftlichung des Lebens im Spätmittelalter“. In: Gumbrecht, H.U. (Hrsg.): *Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters*. Heidelberg, pp. 39-70, 1980
- Guchmann, M.M.: *Der Weg zur deutschen Nationalsprache*. Berlin 1969
- Havelock, Eric: *The literate revolution in Greece and its Cultural Consequences*. Princeton 1982
- Herskovits, Melville: *Dahomey an ancient West African Kingdom*. Glückstadt/New York 1938
- Humboldt, Wilhelm von: *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*. 1827-1829. Hrsg. v. Flitner und Giel. Darmstadt 1972
- Ickelsamer, Valentin: *Die rechte Weis auf kürzest Lesen zu lernen*. Erfurt 1527
- Ickelsamer, Valentin: *Ein teutsche Grammatica*. Erfurt 1534
- Kolroß, Johann: *Handbüchlein grundlichen Berichts*. Tübingen 1530
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*. Frankfurt 1984
- Müller, Johannes: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts*. 1882. Hrsg. v. M. Rössing-Hager. Gotha/Darmstadt 1969
- Scherer, Wilhelm: „Die Deutsche Spracheinheit“. In: Ders., *Vorträge und Aufsätze*. Berlin 1874
- Schottelius, Justus-Georgius: *Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haupt Sprache*. Braunschweig 1663
- Streffeler, Friedhelm: *Sozialpsychologie des Neokolonialismus – Intergruppenbeziehungen in Zaire*. Frankfurt 1982
- Tetens, Johann Nikolaus: *Über den Ursprung der Sprache*. Berlin 1966 (zuerst 1772)
- Todd, Emmanuel: *L'enfance du Monde – Structures Familiales et Développement*. Paris 1984
- Willame, Jean Claude: *L'épopée d'Inga. Histoire d'une prédation industrielle*. Brüssel 1986